

HOLGER SIEVER (HG.)

Neuere Entwicklungen in der europäischen Translationstheorie



- Komplexe Translationstheorie
- Systemtheoretische Übersetzungstheorien
- Russische Übersetzungstheorien

**Innovation in Didaktik, Theorie und
Praxis von Sprache und Translation 5**

**Herausgegeben von
Holger Siever
und Don Kiraly**

HOLGER SIEVER (HG.)

Neuere Entwicklungen in der europäischen Translationstheorie

- Komplexe Translationstheorie
- Systemtheoretische Übersetzungstheorien
- Russische Übersetzungstheorien



Ina Besler, geb. 1986 in Andrejewka (RU), studierte Übersetzungswissenschaft am Institut für Übersetzen und Dolmetschen in Heidelberg (BA 2011–2014) und Translation am FTSK der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Gernersheim (MA 2014–2016). Ihre Arbeitssprachen sind Deutsch, Russisch und Englisch. Sie arbeitet als freiberufliche Übersetzerin und Dolmetscherin.

Julian Hamm, geb. 1992 in Konstanz, studierte Translation am FTSK der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Gernersheim (BA 2012–2016; MA 2015–2018). Seine Arbeitssprachen sind Deutsch, Englisch, Spanisch und Französisch. Er ist seit August 2018 in der Sprachdienstleistungsbranche tätig und wohnt in München.

Gerald Maass, geb. 1966 in Hannover, studierte Jura an der Leibniz Universität Hannover und der Universidad Complutense in Madrid (Dipl.-Jur., Abschluss 1996) sowie Translatologie am IALT der Universität Leipzig (MA 2008–2011). Seine Arbeitssprachen sind Deutsch, Englisch und Spanisch. Von 2012–2019 war er als Dozent im Fach Spanisch am FTSK der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Gernersheim tätig. Seit 2010 arbeitet er als freiberuflicher Übersetzer von Rechts- und Wirtschaftstexten sowie als Texter.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

AVM – Akademische Verlagsgemeinschaft München 2019
© Thomas Martin Verlagsgesellschaft, München

Umschlagabbildung: © StunningArt - shutterstock.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urhebergesetzes ohne schriftliche Zustimmung des Verlages ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Nachdruck, auch auszugsweise, Reproduktion, Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung sowie Digitalisierung oder Einspeicherung und Verarbeitung auf Tonträgern und in elektronischen Systemen aller Art.

Alle Informationen in diesem Buch wurden mit größter Sorgfalt erarbeitet und geprüft. Weder Herausgeber, Autoren noch Verlag können jedoch für Schäden haftbar gemacht werden, die in Zusammenhang mit der Verwendung dieses Buches stehen.

e-ISBN (ePDF) 978-3-96091-544-7
ISBN (Print) 978-3-96135-010-0

AVM – Akademische Verlagsgemeinschaft München
Schwanthalerstr. 81
D-80336 München
www.avm-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Herausgebers	7
Übersetzen komplex gedacht – ein moderner translationswissenschaftlicher Ansatz in der Praxis des Literaturübersetzens (<i>Julian Joe Hamm</i>)	9
1. Einleitung	9
2. Theoretischer Ansatz	10
2.1 Die Entwicklung des Übersetzungsbegriffs	11
2.2 Der Übersetzungsbegriff im komplexen Translationsmodell nach Siever	23
3. Der Roman <i>Corazón tan blanco</i> im Kontext	30
3.1 Romanhandlung	31
3.2 Autobiographische Elemente	32
3.3 Besonderheiten der Erzählstruktur	35
3.4 Die Figur des Dolmetscher und Übersetzers	37
3.5 Macht der Sprache	39
3.6 Textkonzeption und Multidimensionalität	41
4. Das komplexe Translationsmodell in der Praxis	42
4.1 Strategisches Vorgehen	42
4.2 Übersetzungsauftrag	42
4.3 Übersetzung	44
5. Übersetzungsanalyse	63
5.1 Gegenstand der Analyse	63
5.2 Analysebeispiele	64
5.3 Analyseergebnisse im Kontext des komplexen Translationsmodells	88
5.4 Umfrage	90
5.5 Zwischenergebnis	93
6. Fazit	95
7. Literaturverzeichnis	96
Systemtheorie und Translation (<i>Gerald Maass</i>)	101
1. Einleitung	101
1.1 Untersuchungsgegenstand und Fragestellung	101
1.2 Aufbau der Arbeit	102
1.3 Art der Darstellung	103

2. Die Systemtheorie Niklas Luhmanns	104
2.1 Vorbemerkung	104
2.2 Grundlagen	107
2.3 Bausteine	113
3. Rezeption der Systemtheorie Luhmanns	126
3.1 Heidemarie Salevsky	126
3.2 Theo Hermans	127
3.3 Hans J. Vermeer	139
3.4 Sergey Tyulenev	152
4. Zur Systemhaftigkeit von Translation	165
5. Literaturverzeichnis	168

**Entstehung und Entwicklung der Übersetzungstheorie in
Russland im 20. Jahrhundert (*Ina Besler*)** **173**

1. Einleitung	173
2. Entwicklungsphasen der russischen Übersetzungstheorie im 20. Jahrhundert	175
2.1 Entwicklungsphase von 1919 bis 1941	175
2.2 Entwicklungsphase von 1950 bis 1999	179
3. Einige Übersetzungstheorien und -modelle des 20. Jahrhunderts	198
3.1 Die Theorie der realistischen Übersetzung	199
3.2 Die Theorie der gesetzmäßigen Entsprechungen	204
3.3 Die Theorie der Informationsübersetzung	207
3.4 Die Situative Übersetzungstheorie	209
3.5 Die Theorie der Äquivalenzebenen	212
3.6 Die Theorie der militärischen Übersetzung	215
3.7 Die Theorie des maschinellen Übersetzens	217
3.8 Die kommunikativ-funktionale Übersetzungstheorie	226
3.9 Die psycholinguistische Übersetzungstheorie	236
3.10 Das semantisch-semiotische Übersetzungsmodell	238
3.11 Das funktional-pragmatische Übersetzungsmodell	249
3.12 Das hermeneutische Übersetzungsmodell	254
4. Fazit	257
5. Literaturverzeichnis	259

Vorwort des Herausgebers

Holger Siever

Der vorliegende Band vereint drei Arbeiten zu neueren Entwicklungen in der Translationstheorie des 21. Jahrhunderts. Obwohl sie thematisch stark zu divergieren scheinen, stehen alle drei gleichsam paradigmatisch für je eine typische Entwicklungsrichtung innerhalb des Fachs.

Nachdem in den Jahrzehnten von 1970 bis 2000 eine ganze Reihe neuer Translationstheorien (Hermeneutik, Funktionalismus, Dekonstruktivismus, Descriptive Translation Studies usw.) entstanden waren, schien es zu Beginn des neuen Jahrtausends zu einem theoretischen Stillstand in der (west-)europäischen Translationswissenschaft gekommen zu sein. Die empirische Forschung schien der Theorie den Rang abzulaufen: einerseits produktorientierte, korpusanalytische Forschungen und andererseits prozessorientierte, kognitionswissenschaftlich orientierte Forschungen zur mentalen Verarbeitung von Daten während des Übersetzungsprozesses beherrschten die Szenerie.

Der Schein trügt jedoch, denn parallel zur Entfaltung der empirischen Forschung kam es seit 2000 auch zur Entwicklung neuerer theoretischer Ansätze: Zum einen wurden die funktionalistischen Ansätze von Nord, Hönig und Kußmaul zu einer komplexen Translationstheorie (Siever) ausgebaut und zum anderen entstanden an Luhmann orientierte, systemtheoretische Ansätze (Hermans, Tyulenev). Die dritte Entwicklungsrichtung der neueren Translationswissenschaft in (West-)Europa betrifft das (neu) erwachte Interesse an Übersetzungstheorien aus anderen geografischen Regionen und Wissenschaftstraditionen wie z. B. Osteuropa, Ostasien oder Lateinamerika.

Im ersten Beitrag greift Julian Joe Hamm die komplexe Translationstheorie auf und wendet sie auf die Praxis des Literaturübersetzens an. Hamm hat einen Ausschnitt des Romans *Corazón tan blanco* selbst übersetzt und sich dabei am Modell des Strategischen Übersetzens orientiert, das Teil der komplexen Translationstheorie ist. Seine eigene Übersetzung hat er dann mit der schon vorliegenden deutschen Übersetzung des Romans unter der Fragestellung verglichen, welche Unterschiede die beiden Zieltexte aufweisen und wie diese im Rückgriff auf die Theoriebasis erklärt werden können. Dabei ging es nicht darum herauszufinden, welche Übersetzung die »bessere« sei, sondern darum festzustellen, (a) welche praktischen Auswirkungen das strategische Vorgehen auf die Zieltextproduktion hat bzw. haben kann und (b) welchen Mehrwert

die Beschreibungssprache der komplexen Übersetzungstheorie gegenüber anderen übersetzungstheoretischen Beschreibungssprachen hat.

Im zweiten Beitrag setzt sich Gerald Maass mit der Systemtheorie von Niklas Luhmann auseinander und stellt ihre für eine Übersetzungstheorie relevanten Grundlagen, Bausteine und Begriffe vor. Darauf aufbauend verfolgt er die Rezeption der Luhmannschen Systemtheorie seitens der Translationswissenschaft und gibt einen Überblick über systemtheoretische Ansätze im Bereich Translation, wie sie von Hermans, Vermeer, Tyulenev und Salevsky erarbeitet worden sind. Kritisch hinterfragt er dabei, welche Umdeutungen der Luhmannsche Ansatz beim Transfer in den Bereich Translation bei den einzelnen Theoretikern erfahren hat.

Im dritten Beitrag rekapituliert Ina Besler die Entwicklung der Übersetzungstheorie in Russland und der Sowjetunion im Laufe des 20. Jahrhunderts. Kalter Krieg und Eiserner Vorhang sorgten in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts dafür, dass es zu keinem regen wissenschaftlichen Austausch zwischen dem Westen und dem sogenannten „Ostblock“ kam. Nur vereinzelt wurden russische bzw. sowjetische Wissenschaftler und ihre Theorien im Westen bekannt (meist über englische Übersetzungen). Dies galt auch für die Translationswissenschaft. Es mutet schon seltsam an, dass der Großteil der russischen Werke zur Übersetzungstheorie nicht ins Deutsche übersetzt wurde – auch nicht in der ehemaligen DDR.

Mit Beslers Überblick wird ein lang gehegtes Desiderat endlich erfüllt: Zum ersten Mal liegt eine umfassende Darstellung der wichtigsten russischen Translationstheorien in deutscher Sprache vor. Die Bandbreite der theoretischen Entwicklung weist sowohl erstaunliche Parallelen als auch deutliche Unterschiede zur Theorieentwicklung im Westen auf, die nun erstmals nachgezeichnet und aufgearbeitet werden können.

Die drei genannten Beiträge sind als Masterarbeiten am Fachbereich Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft (FTSK) der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Germersheim bzw. am Institut für Angewandte Linguistik und Translatologie (IALT) der Universität Leipzig entstanden und für den vorliegenden Band überarbeitet und aktualisiert worden.

Holger Siever
Germersheim, Frühjahr 2019

Übersetzen komplex gedacht – ein moderner translationswissenschaftlicher Ansatz in der Praxis des Literaturübersetzens

Julian Joe Hamm

1. Einleitung

Was, wie und wozu übersetzen wir eigentlich? Die Translationswissenschaft blickt auf viele Jahrhunderte und auf mindestens genauso viele Fragezeichen zurück. Während sich zu Beginn führende Sprach- und Translationsexperten ihrer Zeit darum stritten, ob der Übersetzer besonders ausgangstextgetreu oder doch nach eigenem Ermessen zu übersetzen habe und damit die Wörtlich-Frei-Debatte in Gang setzten, rückten Jahrhunderte später Aspekte wie *Form* und *Zweck* beim Übersetzen in den Vordergrund. Spätestens mit der zunehmenden Globalisierung wurde klar: Übersetzen ist nicht nur eine bloße Übertragung von Wörtern, Sätzen oder Inhalten von einer Sprache in die andere. Wer übersetzt, der nimmt wahr, reflektiert, verändert und handelt. Mit dem *cultural turn* und der Vorstellung des *kulturellen Übersetzens* wandelte sich das Bild des Übersetzers dann schnell zu einem Vermittler zwischen ganzen Kulturen.

Das Erbe dieser langen Evolution ist gewaltig: Wer sich heute mit der Translationswissenschaft auseinandersetzen möchte, der darf sich ganz gewiss nicht vor anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen verschränken. Mit zunehmender Akzeptanz der übersetzungstheoretischen Ansätze im Kontext einer eigenständigen wissenschaftlichen Disziplin erhöhte sich auch die Präsenz textexterner Faktoren, die den Translationsprozess beeinflussen sollten. Im Zuge der Entwicklung des Übersetzens als Dienstleistung war und ist der Übersetzer nicht mehr nur an die formalen und inhaltlichen Vorgaben des Textes selbst gebunden, sondern muss sich auch nach den Anforderungen des Auftraggebers und Zielpublikums, des Rezeptionskontextes, den terminologischen Richtlinien und der ausgangs- und zielkulturellen Verwendungssituation – um hier nur einige von vielen zu nennen – richten. „Ganz schön komplex“, mag eine Reaktion auf diese Tatsache lauten. Worin besteht also, wie bereits der Titel dieser Arbeit anzudeuten vermag, die Notwendigkeit eines *komplexen* Translationsmodells, wenn das Übersetzen schon komplex genug erscheint?

In der vorliegenden Arbeit möchte ich eine Antwort auf diese Frage geben. Die Vorgehensweise und das Ziel dieses Beitrags sollten als Experiment verstanden werden, die komplexe Translationstheorie mit allen ihren Facetten auf ein reales Übersetzungsszenario abzubilden und das Modell auf seine Alltagstauglichkeit zu überprüfen. Ausgehend von einer ersten Skizzierung der komplexen Translationstheorie werde ich am Beispiel einer eigenen Übersetzung des spanischen Romans *Corazón tan blanco* von Javier Marías untersuchen, inwiefern das Modell in Form einer globalen Übersetzungsstrategie auf die Praxis des Literaturübersetzens anwendbar ist. Eine erste Aussage darüber, welche Auswirkungen die Anwendung des Modells auf das Ergebnis bzw. die Qualität der eigenen Übersetzungsleistung hat, soll dann mithilfe einer detaillierten Übersetzungsanalyse einzelner Textausschnitte und einem Vergleich mit der erstmals 1996 erschienenen, deutschen Fassung des Romans getroffen werden. Zur besseren Nachvollziehbarkeit dieser Ergebnisse werden die beiden deutschen Übersetzungen abschließend im Rahmen einer Umfrage unter Studierenden des FTSK Germersheim systematisch bewertet.

2. Theoretischer Ansatz

Zerlegt man die Bezeichnung „Komplexes Translationsmodell“ in ihre zwei Bestandteile, so dürfte zuallererst das Adjektiv „komplex“ ins Auge stechen. Wie definiert man „komplex“? Ist das Modell schwierig zu verstehen oder anzuwenden? Vereint es viele Faktoren und ist es deshalb strukturell betrachtet komplex? Wer diese Fragen beantworten möchte, muss zuerst die Spuren der Entstehung und Entwicklung des Übersetzungsbegriffs zurückverfolgen, denn das komplexe Translationsmodell ist, so viel sei bereits gesagt, kein translationswissenschaftlicher oder pragmatischer Ansatz, der Hunderten von Jahren der Übersetzungskultur und -forschung den Rücken kehrt und eine völlig unabhängige Sicht auf die Translationswissenschaft entwickelt. Das Modell greift auf bereits bewährte Ansätze zurück, synchronisiert und perfektioniert diese, erhebt dabei aber weder Anspruch auf Totalität noch den Status eines allumfassenden Paradigmas. In diesem Kapitel soll das komplexe Translationsmodell so erklärt werden, wie es entstanden ist: durch die Auseinandersetzung mit neueren translationswissenschaftlichen Meilensteinen bis hin zu der Entwicklung eines Prototypen, der auf den Ideen anderer Modelle aufbaut und diese ganz neu verarbeitet.

2.1 Die Entwicklung des Übersetzungsbegriffs

Die geschichtliche Entwicklung des Übersetzungsbegriffs lässt sich grob gesprochen auf die bereits in der Einleitung erwähnte Frage nach dem *Was*, *Wie* und *Wozu* der Übersetzung reduzieren. Die Frage *Was übersetzen wir?* lässt sich je nach Perspektive auf die Wort-, Satz- oder Textebene beziehen. Die Grundannahme, dass bei der Übersetzung Informationen einer Ausgangssprache A in eine Zielsprache B übertragen werden, findet sich in vielen Modellen wieder.¹ Derartige Ansätze liefern zwar eine universalistische Beschreibung dessen, was tatsächlich übersetzt wird, umgehen dabei aber beispielsweise die syntaktische und semantische Ebene des Texts. Schon zu Beginn wurde angenommen, man müsse Wörter übersetzen, doch widerlegten andere frühe Theorien diese Auffassung, indem sie dem Wort die Bedeutung oder den *Sinn* gegenüberstellten. Während das Wort für sich alleine eine Bedeutung hat, kann der *Sinn* je nach Kontext und syntaktischer Umgebung variieren.

Ein in diesem Zusammenhang besonders häufig und kontrovers diskutierter Begriff ist die sogenannte *Äquivalenz*. Der Äquivalenzbegriff erstreckt sich von einer aus der „ursprünglich aus der Mathematik und formalen Logik“ (Stolze 2008: 101) stammenden, recht starren Bezeichnung für die Gleichheit oder Gleichwertigkeit von ausgangs- und zielsprachlichen Elementen im Sinne einer mathematischen Gleichung bis hin zu einer sehr dynamischen Form der Äquivalenz, die nicht zuletzt der zunehmenden Bedeutung externer Faktoren geschuldet ist, deren Entwicklung vor allem in funktionalistischen Ansätzen und der Kulturwissenschaft zu suchen ist.² Hauptaugenmerk soll aber in dieser Arbeit in Hinblick auf ein besseres Verständnis des in Kapitel 2.2 diskutierten komplexen Translationsmodells zunächst auf funktionalistisch-kulturell geprägten Ansätzen liegen, die in den 1980er- und 1990er-Jahren ihren Aufschwung erlebten und bis heute nichts an ihrer Aktualität verloren haben.

So greift Nord (1997) in ihrem wissenschaftlichen Beitrag *So treu wie möglich? Die linguistische Markierung kommunikativer Funktionen und ihre Bedeutung für die*

¹ „Translation may be defined as follows: the replacement of textual material in one language (SL) by equivalent textual material in another language (TL)“ (Catford 1965: 20).

² Der Äquivalenzbegriff wurde in vielen Theorien aufgegriffen und auf verschiedene Weise entfaltet. Man findet ihn in der *Stylistique comparée* in Form von vergleichbaren Kommunikationssituationen, bei Catfords *translation equivalents*, die bereits eine gewisse Funktionsorientiertheit aufweisen, und bei Nidas *dynamic equivalence*, einer Art „funktionale[n] Anpassung der in ihrem Inhalt unverfälschten Botschaft an zielkulturelle Vorstellungen“ (Stolze 2008: 102).

Übersetzung literarischer Texte einen funktionalistischen Ansatz auf, der sich von der reinen Satzebene löst und die Beziehungen zwischen Autor, Übersetzer und Leser in Form von kommunikativen Situationen in den Fokus rückt. Die Besonderheiten literarischer Texte erfordern auch eine neue Sichtweise auf den Äquivalenzbegriff: Ein literarischer Text steht immer in einer Kommunikationssituation zwischen Autor und Lesepublikum. Stilistische Merkmale literarischer Texte können nicht von Grund auf als „literarisch“ verstanden werden, „sondern literarisch gedeutet werden aufgrund von textexternen Signalen, die den literarischen Erwartungshorizont aktivieren“ (Nord 1997: 37).

Die „innere Situation“ eines fiktionalen Texts kann keine eigene Kommunikationssituation darstellen. Sie stellt immer ein „Mittel zum Zweck in der äußeren Kommunikation zwischen Autor und Leser“ (Nord 1997: 38) dar. Der Übersetzer ist dazu aufgefordert, die innere Textwelt je nach kultureller Verwendungssituation in Ausgangs- und Zielsprache entsprechend zu kommentieren. Die literarische Kommunikation kann als eine Sonderform der Kommunikation bezeichnet werden. Sie ist von „besonderen Intentionen auf Senderseite und besonderen Erwartungen auf Empfängerseite gekennzeichnet“ (Nord 1997: 38). Für die literarische Kommunikation werden die allgemeingültigen Regeln und Bedingungen der Kommunikation vorausgesetzt. Der Unterschied zwischen Gebrauchstexten und literarischen Texten liegt laut Nord in der Eindeutigkeit der situativen Signale:

Bei Gebrauchstexten sind die situativen Signale so eindeutig, daß auch bei nichtadäquater sprachlicher Form oder sogar bei schweren Defekten [...] eine intentionsgemäße Funktion möglich ist; bei literarischen Texten sind die situativen Merkmale so undeutlich, daß die Funktion im allgemeinen aus den textinternen Merkmalen erschlossen werden muß, und da dies nur mit Hilfe individueller Erfahrungen und Vorentscheidungen möglich ist, kommt es zu dem Phänomen, daß verschiedene Leser (oder sogar einzelne Leser zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens) demselben Text unterschiedliche Funktionen zuschreiben. (Nord 1997: 38f.)

Eine kommunikative Verwendungssituation zeichnet sich immer durch die Präsenz von sogenannten Grundfunktionen und deren Subfunktionen aus. Diese Grundfunktionen sind die phatische, referentielle, expressive und appellative Funktion. Sie sind entweder in expliziter Form durch bestimmte Signale oder in impliziter Form durch die äußeren Umstände definiert (Nord 1997: 39).

Bei der phatischen Funktion handelt es sich um Textelemente, die den Kontakt zwischen dem Autor und dem Leser herstellen. Im literarischen Kontext stellt der Titel immer das erste Element dar, das den kommunikativen

ven Kontakt zwischen beiden Parteien aufbaut. Der Titel ist der „Hypertext“ und wird durch die Zwischen- oder Kapitelüberschriften „fortgeführt und bekräftigt“ (Nord 1997: 41). Damit eine phatische Funktion erfolgreich sein kann, müssen die literarischen Konventionen eingehalten und der formgebende Rahmen definiert werden. Die phatische Funktion kann durch verbale und nonverbale Elemente übermittelt werden. Dies können z. B. textsortenspezifische Formulierungen sein wie „Es war einmal ...“ oder „Und wenn sie nicht gestorben sind ...“ (Nord 1997: 43), aber auch strukturelle Merkmale wie bestimmte Dramenformen. Dabei handelt es sich um metakommunikative Elemente, die eine „Stärkung der Beziehung zwischen Sender und Empfänger“ (Nord 1997: 43) bewirken.

Die sogenannte referentielle Funktion wird im literarischen Text verwendet, um die fiktive Welt aufzubauen und in Beziehung mit der realen Welt der Rezipienten zu setzen. Hinter der referentiellen Funktion stehen somit „wichtige Aspekte wie Kulturreferenz, Personencharakterisierung, Situationsschilderung und Handlungsdarstellung“ (Nord 1997: 43). Wichtigstes Entscheidungskriterium für den Übersetzungsprozess ist dabei, inwiefern der Übersetzer die kulturspezifische Sichtweise verbalisieren bzw. „als bekannt voraussetzen (präsupponieren) kann“ (Nord 1997: 44). Dies hängt auch vom Grad der Implizität kulturspezifischer Elemente des Ausgangstexts³ ab und wie sorgfältig diese analysiert werden müssen, um eine Verbalisierung dieser Referenzen zu ermöglichen (Nord 1997: 43). Intertextuelle Referenzen sind dann besonders schwer herauszufiltern, wenn sich bestimmte Elemente des AT auf die Nationalliteratur bzw. auf literarische Spezifika innerhalb der ausgangssprachlichen oder -kulturellen Verwendungssituation beziehen.

Im Fokus der expressiven Funktion steht die Ausdrucksebene, d. h. die Art und Weise, wie und mit welchem Zweck der Autor eines Textes einen sprachlichen Inhalt vermitteln möchte. Eine emotive Funktion kann durch Interjektionen oder Konnotation, eine Identifizierung durch die Art der Erzählperspektive und eine Distanzierung durch Verwendung ironischer Elemente linguistisch markiert werden (Nord 1997: 51f.).

Bei der appellativen Funktion sollen innerhalb einer kommunikativen Situation bestimmte Assoziationen oder Erinnerungen beim Leser hervorgerufen werden. Dies können Erfahrungen, Gefühle, Wertsysteme oder Phantasien sein (Nord 1997: 39). Metaphern und Vergleiche sind linguistische Markie-

³ Die in dieser Arbeit sehr häufig benutzten Bezeichnungen „Ausgangstext“ und „Zieltext“ werden im Folgenden (außer bei direkten Zitaten) durch die Abkürzungen „AT“ und „ZT“ ersetzt.

rungen für die Subfunktion „Illustration“, während Expressivität und Referentialität für die Interpretationssteuerung eingesetzt werden können (Nord 1997: 51f.).

Damit ergibt sich, anders als bei einer am traditionellen Äquivalenzbegriff ausgerichtete Sichtweise auf die Übersetzung, keine absolute Äquivalenz, bei der eine 1:1-Entsprechung syntaktischer Elemente gefordert wird, sondern eine funktionelle Äquivalenz, die sich dadurch auszeichnet, dass die von Nord (1997: 40) bezeichneten „Übersetzungseinheiten“ nicht mehr ausschließlich auf die Wort- oder Satzebene einschränkbar sind. Alle diese Elemente werden nun nicht mehr isoliert betrachtet, sondern auf ihre Funktion oder Subfunktion geprüft und dann in ihrer Gesamtheit einer oder mehreren Übersetzungseinheiten zugeordnet. Eine prinzipielle Anwendbarkeit in der Literaturübersetzung ist gegeben, allerdings wird angenommen, dass literarische Texte „gerade durch eine funktionale Vagheit oder auch eine Multifunktionalität bzw. für die Offenheit für die verschiedensten Funktionen (hier: Interpretationen) ausgezeichnet sind“ (Nord 1997: 39f.). Die häufig proklamierte Unübersetzbarkeit, die vor allem im Zusammenhang mit dem ursprünglichen Äquivalenzbegriff und bestimmten Einzelphänomenen wie Wortspielen und Metaphern in Erscheinung getreten ist, stellt bei einem funktionalistischen Ansatz ein weitaus geringeres Problem dar:

Dabei ist angesichts der Polyfunktionalität sprachlicher Erscheinungen davon auszugehen, daß es zwischen stilistischen Merkmalen und Funktionen keine 1:1-Beziehungen gibt, sondern daß erst die Gesamtmenge der einer Funktion zugeschriebenen Erscheinungen sowie ihre Verteilung über den Text die gewünschte Wirkung erzielen kann. (Nord 1997: 40)

Für das Verständnis des Übersetzungsbegriffs hat dieser Ansatz weitreichende Konsequenzen. Ein funktionaler Äquivalenzbegriff verändert den Übersetzungsprozess nachhaltig, da der Übersetzer nun nicht mehr nur zwei Texte A und B materiell miteinander vergleichen, sondern diese in Beziehung zu Autor (AT-Produzent), Übersetzer (AT-Rezipient und ZT-Produzent) und Leser (ein möglicher ZT-Rezipient) setzen und zwischen diesen Rollen klar unterscheiden muss. Der Übersetzer nimmt dabei eine Doppelrolle ein: Zum einen verpflichtet er sich als AT-Rezipient und ZT-Produzent dem Autor als AT-Produzenten gegenüber, dessen Worte gewissenhaft in die Zielsprache zu übertragen, zum anderen muss er den ZT aber gleichzeitig so produzieren, dass die Bedingungen der funktionalen Äquivalenz hinreichend erfüllt wer-

den, d. h. eine Anpassung des ZT an die zielkulturelle Verwendungssituation und die Anforderungen der potentiellen ZT-Leser erfolgen muss.

Nord (1997: 57f.) fasst dieses Verhältnis in insgesamt vier Thesen zu den sogenannten „funktional-loyalen Übersetzungen“ zusammen, die sie jeweils fallspezifisch für jede Grundfunktion formuliert. Diese sollen hier zwar nicht im Detail aufgeführt werden, dennoch lässt sich aus ihnen ein eindeutiger Grundsatz ableiten: Zunächst muss die im AT signalisierte Intention des Autors respektiert werden. Damit die Funktionssignale als solche aber auch den ZT-Rezipienten innerhalb einer zielkulturellen Verwendungssituation erreichen, müssen diese Signale an die Konventionen der Zielkultur und die individuellen Anforderungen der ZT-Empfänger angepasst werden. Die Aufgabe des Übersetzers besteht somit darin, die Übersetzungsmaximen „Loyalität“ und „Funktionsgerechtigkeit“ (Nord 1997: 57f.) zunächst zu synchronisieren und anschließend zu verarbeiten.

Dass dieses Unterfangen unter Umständen kein leichtes ist, zeigt Rosa Rabadán (2016) in ihrem Beitrag *Übersetzung, Intertextualität, Manipulation*. Darin untersucht sie primär das Verhältnis zwischen AT und ZT in Abhängigkeit vom jeweiligen Übersetzungsprozess. Für Rabadán (2016: 27) ist der ZT der gleiche Text wie sein AT, stellt aber zugleich eine zweite Realität mit einem vom Original abweichenden kulturellen Hintergrund dar. Damit ist die Übersetzung nicht mehr eine bloße Kopie des Originaltexts, sondern kann als Reskription verstanden werden. Wie auch Nord's Ansatz des funktionalen Übersetzens widersetzt sich Rabadáns Verständnis von Übersetzung einem rein mathematischen Konzept, dass die materielle bzw. physische Äquivalenz der AT- und ZT-Elemente vergleicht, da hier „die Faktoren der Situationalität sowie der Intertextualität außer Acht gelassen [werden]“ (Rabadán 2016: 27). Die Abwesenheit von stringenten Äquivalenzbeziehungen veranlasst die spanische Sprachwissenschaftlerin sogar dazu, dem Übersetzungsprozess manipulativen Charakter zuzuschreiben:

Die Übersetzung ist dabei die Art der Textmanipulation⁴, die traditionell den größten Einfluss ausüben kann, da sie die Möglichkeit hat, die Bilder einer Kultur in eine andere Kultur zu projizieren, wobei sich diese Projektionen deutlich von der Realität des Ausgangstextes unterscheiden können. (Rabadán 2016: 27)

⁴ Das englische Wort *manipulation* bzw. das spanische Wort *manipulación* sind neutral gemeint und nicht wie das deutsche Wort *Manipulation* negativ besetzt. *Textmanipulation* ist hier also im Sinne von *Textbearbeitung* zu verstehen.

Aufgrund des soziokulturellen Diskurses, den Rabadán zwischen AT und ZT sieht, kann die Beziehung der beiden Texte zueinander nur durch die beiden Konzepte *Status* und *Funktion* zusammen beschrieben werden. Der *Status* eines ZT beschreibt seine Abhängigkeit gegenüber dem AT, wobei zwischen drei Typen unterschieden wird (Sager 1983, zit. in Rabadán 2016: 28): Bei Typ A handelt es sich um ein autonomes Dokument, also ein Substitut des AT im zielkulturellen Kontext. Die Funktion des autonomen Dokuments kann dieselbe sein, der ZT kann aber in der Zielkultur auch eine gänzlich andere Funktion erfüllen. Typ A tritt am häufigsten auf und verursacht oft Konflikte. Typ B ist eine Alternative zum AT und besteht neben diesem zur gleichen Zeit und am gleichen Ort. Funktion und Zweck können gleich sein, aber auch bei Original und Übersetzung voneinander abweichen. Ein häufiges Beispiel für diese Beziehung zwischen AT und ZT sind poetische Texte, die in zweisprachigen Ausgaben erscheinen. Typ C stellt ein auf allen Ebenen – einschließlich der pragmatischen – symmetrisches Spiegelbild des AT dar. Zu den Übersetzungen des Typs C zählen mehrsprachige politische Dokumente oder sogenannte „kanonische“ Übersetzungen einer bestimmten Kultur. Während der *Status*⁵ auf die Beziehung zwischen ZT und AT gerichtet ist, verweist die *Funktion* darauf, wie der ZT „in einem bestimmten Rezeptionskontext“ (Roberts 1992: 7, zit. in Rabadán 2016: 28) verwendet wird. Neben der Autorintention muss so auch die Senderintention berücksichtigt werden:

Die Motive des Senders sind eng mit dem soziokulturellen Kontext verbunden, in dem die Kommunikation stattfindet, sei sie nun gesprochen oder schriftlich, interlingual oder intralingual. (Rabadán 2016: 29)

Die kommunikative Intention des Übersetzers kann somit fallspezifisch von der des Autors abweichen. Die Wahl der sprachlichen Mittel ist von der zielkulturellen Verwendungssituation und somit auch vom Abweichungsgrad der Erwartungen und Assoziationen der AT- und ZT-Rezipienten abhängig. So können zum Beispiel unterschiedliche sprachliche oder audiovisuelle Elemen-

⁵ Miguel Sáenz (2013: 14) beschreibt die Beziehung zwischen Originaltext und Translat als Konflikt, der aus der häufig ungeklärten Frage nach der sogenannten *originalidad literaria* resultiert, d. h. ob der Übersetzer sein Translat als eine exakte Kopie des Originals in einer Zielsprache betrachten muss und damit jegliche Rechte beim ursprünglichen Autor liegen, oder ob das Translat als autonome *Reskription* oder gar eigenständiger Text gelten darf, was dem Übersetzer in gewisser Weise den Status eines Autors verleihen würde. Zwischen der *originalidad literaria* und dem *Status* des ZT besteht somit eine Interdependenz.

te in Werbetexten verwendet werden, um beim ZT-Rezipienten das gleiche Verhalten wie beim AT-Rezipienten auszulösen. Derartige Modifikationen sind immer funktionsmotiviert.

Das Phänomen der *Intertextualität* ist ein weiterer Faktor, der bei der Manipulation oder Bearbeitung des ZT in Hinblick auf seine Funktion eine entscheidende Rolle spielt. Anders als bei der *Intratextualität* werden mit dem Begriff *Intertextualität* nicht nur Verweise innerhalb eines literarischen Werkes oder eines mündlich oder schriftlich kommunizierten Informationsangebots – um es mit Vermeers Worten auszudrücken – eingeschlossen, sondern eine textinhärente Zugehörigkeit zu einem bestimmten Kultursystem.

Wenn das Übersetzen grundsätzlich darin besteht, Bedeutungsinhalte von einer Kultur in eine andere zu übertragen, und wenn diese Bedeutungsinhalte zum Teil aus der Interaktion verschiedener Texte hervorgehen, können die Rezipienten Texte, die in einem vorliegenden Text impliziert sind, erkennen und identifizieren. (Rabadán 2016: 31)

Bei der Intertextualität zeigt sich erneut die von Nord (1997) beschriebene Problematik des funktional-loyalen Übersetzens. Das translatorische Handeln des Übersetzers bewegt sich hier ebenfalls zwischen Loyalität und Funktionsgerechtigkeit: Um eine hohe Akzeptabilität im zielkulturellen Kontext zu erreichen, kann der Übersetzer neue Elemente in der Zielkultur einführen, indem er kulturelle Realia durch inhaltliche Ergänzungen beschreibt (Rabadán 2016: 32), oder er passt diese Elemente sehr stark an die Zielkultur an, um den größtmöglichen Grad an Assimilation zu erreichen. Das bekannteste Beispiel für Übersetzungen, die bewusst als „zentrales Werk im Polysystem der Zielkultur“ (Rabadán 2016: 33) verfasst werden, sind die sogenannten *Belles Infidèles*, eine Strömung in der französischen Übersetzungs- und Kulturgeschichte, bei der literarische Texte so stark an die Zielkultur und -sprache angepasst wurden, dass sie so klingen sollten, als wären sie in jenem kulturellen Kontext geschrieben worden. *Belles Infidèles* bedeutet in diesem Zusammenhang, dass die betroffenen Übersetzungen zwar schön klangen, aber dem AT gegenüber nicht besonders treu waren (Stolze 2008: 20). Aufgrund dieser „Umwandlung des Ausgangstextes in einen originären Text“ (Rabadán 2016: 33) werden sie traditionell meist dem Bereich der Adaptationen zugeordnet. Auch in Spanien setzte sich dieser Trend Anfang des 19. Jahrhunderts durch:

In den Jahren 1800 und 1801 wurde in Spanien die sechsbändige Dramensammlung Teatro Nuevo Español veröffentlicht [...] Von den 28 Stücken der Sammlung waren

22 Übersetzungen bzw. Adaptationen ausländischer, zumeist französischer Werke, was einen Gesamtanteil von 78,5 % ausmacht. (Rabadán 2016: 34)

Prinzipiell erweist sich jedoch jegliche normative Vorgabe als bedingt praxistauglich, da sich die Funktion der Übersetzung über die Art der Manipulation definiert, die mit der Übertragung von Bedeutungsinhalten und Informationsangeboten einhergeht. Die funktionelle Varianz ist dabei mitunter so stark, dass „ein Wechsel in der pragmatischen Funktion häufiger vorliegt als die funktionelle Symmetrie zwischen Ausgangstext und Zieltext“ (Rabadán 2016: 37), betrachtet man den Übersetzungsprozess wie Vidal Claramonte (2016: 242) als „Interaktion zwischen Kulturen, deren Beziehungen zueinander oftmals asymmetrisch sind.“

Bei Álvarez (2016) steht der kreative Faktor bei der literarischen Übersetzung im Vordergrund:

Creative input constitutes a new and original act of writing, a *recreation* by a new subject who, having appropriated in the fullest sense the contents of the source text, reactualizes them *through the prism of his own subjectivity*. (Álvarez 2016: 79; Hervorhebungen JJH)

Der Wunsch nach kreativer Freiheit des Übersetzers geht auch mit einem neuen Verständnis dessen einher, was bei Sáenz (2013) die Frage nach der *originalidad* auftaucht, nämlich ob der Übersetzer auch Autor sein kann oder darf. In Übereinstimmung mit Michael Bachtin (1990) ist Álvarez (2016: 80) der Überzeugung, „dass sich ein guter Übersetzer nicht hinter dem Original zu verstecken braucht, sondern in der dialogischen Situation seinen Platz einnehmen soll, der sich zwischen dem Autor und dem Übersetzer befindet“.

Wenn der Übersetzer sein kreatives Potential ausschöpft und die Informationen des AT im Filter seiner eigenen Subjektivität verarbeitet und neu definiert, dann entsteht etwas ganz Neues, die sogenannte *recreation*. Den Status einer *recreation* erlangt eine Übersetzung dann, wenn der Translator kreative Strategien wie *Kompensation*, *Anpassung*, *Transfiguration* oder *sprachübergreifende Neuschöpfung* berücksichtigt bzw. anwendet.

Bei der *Kompensation* wird ein stilistisches oder rhetorisches Element eingefügt, welches eine stärkere Konnotation als das Segment im AT hat. (Álvarez 2016: 80) Mit *Anpassung* ist das Ersetzen zielsprachlicher Elemente durch die der Ausgangssprache gemeint (Álvarez 2016: 79f.). Elemente, die durch *Transfiguration* in den ZT gelangen, verleihen diesem eine „höhere stilistische Qualität oder emotionale Intensität“ (Álvarez 2016: 80). Bei der *sprachübergreifenden Neuschöpfung* handelt es sich um die höchste Stufe des *kreativen Akts*: der ziel-

sprachliche Text wird zu einem „Empfänger eines autonomen Schreibakts“ (Álvarez 2016: 80).

Während dem Übersetzer bei Nord (1997) bereits die Rolle des Mediators zwischen AT-Autor und ZT-Leser zufällt, geht Bachtin (1990, zit. in Álvarez 2016: 81) noch einen Schritt weiter und spricht bei der besonderen Beziehung zwischen Autor, Übersetzer, Text und Leser von einer *Dialogizität*. Jedes Wort entsteht in einem Dialog und steht in bestimmten Situationen in einem dialogischen Verhältnis zu einer Nachricht, einer Sprache und einer Kultur, die wiederum in anderen komplexen Verhältnissen zueinander stehen, d. h. auch durch ein anderes Wort, eine andere Nachricht oder eine andere Sprache relativiert werden können. Die Übersetzung beginnt „mit der Leseerfahrung des Übersetzers und wird in der dialogischen Transaktion zwischen dem Leser und dem Werk fortgeführt“ (Bachtin 1990, zit. in Álvarez 2016: 81).

Die Übersetzung und damit die Auslegung des Originaltextes hängt von verschiedenen Faktoren ab, die diesen Prozess begleiten: mindestens zwei Kulturen und Sprachen, mehrere Interpretationsfelder und vor allem das Eingreifen des Übersetzers. Der Übersetzer muss neben den notwendigen Formalia auch individuelle Strategien respektieren, die sich nach den „komparativen, kulturellen und linguistischen Forderungen der Mutter- und der Fremdsprache“ (Álvarez 2016: 83) richten.

In seinem 1992 erschienenen Werk *Rethinking Translation* beschreibt Lawrence Venuti den Text als ein „heterogenes Element aus verschiedenen Semioseformen wie Polysemie und Intertextualität“ (Álvarez 2016: 85). Gleichzeitig bildet ein Text auch einen Realitätsausschnitt in einer bestimmten Zielkultur zu einem bestimmten Zeitpunkt ab. Das hat zur Folge, dass klassische Kategorisierungen, die laut Mary Snell-Hornby (1989, zit. in Álvarez 2016: 87) nichts weiter als akademische Postulate sind und im Konflikt mit der dem Übersetzungsvorgang zugrundeliegenden Differenzierung stehen, für den komplexen Translationsprozess nicht mehr ausreichen. Die punktuelle bzw. eindimensionale Untersuchung muss einer umfassenden Analyse weichen, die alle relevanten Faktoren, darunter Text, Situation und Kultur, erfasst.

Der mexikanische Schriftsteller Octavio Paz geht sogar so weit, dass er keinen Unterschied zwischen inter- und intralingualen Übersetzungen macht, da er davon ausgeht,

dass kein Text vollständig sein könne. Die Sprache selbst in ihrem eigenen Wesen sei bereits eine Übersetzung, erstens aus der nonverbalen Welt, und zweitens weil jedes

Zeichen und jeder Satz eine Übersetzung eines anderen Zeichens, eines anderen Satzes sei. (Álvarez 2016: 87)

Ganz grundsätzlich hat Jacques Derridas Werk *Des Tours de Babel* aus dem Jahr 1985 zu einem komplexeren und kritischeren Verständnis von Übersetzung geführt. Das Konzept der *différance* wurde durch Derridas Theorie noch so weit ausdifferenziert, dass die Unterscheidung zwischen Original und Übersetzung schließlich sehr ungenau wurde:

Laut seiner Theorie besteht stets eine gewisse Ambiguität zwischen Original und Übersetzung, da die Unmöglichkeit einen Ausdruck zu übersetzen keine Frage der Untreue oder des sekundären Charakters der Übersetzung ist, sondern eine Funktion der Gesetze, die die übersetzerische Tätigkeit bestimmen, wie beispielsweise die Vermeidung von Ambiguität. (Álvarez 2016: 88)

Für den Stellenwert der Übersetzung hat diese Theorie weitreichende Konsequenzen. Durch die Interdependenz von Schreiben (Original) und Übersetzen (Translat) wird gleichzeitig die Autonomie des Originals infrage gestellt und deren bilaterale Abhängigkeit vom Translat postuliert. Derrida nennt dies „die doppelte Union“, d. h. die Übersetzung ist somit immer als das Produkt der Zusammenarbeit zwischen Übersetzer und Autor zu betrachten. Muss hier also von einer Produktion oder eher einer Re-Produktion gesprochen werden? Diese Frage lässt sich nur beantworten, wenn man die Art und Weise der Manipulation oder Bearbeitung, die der Übersetzer ausübt, qualifizierbar und quantifizierbar machen kann, ohne diese dabei an Maßstäben des frühen Äquivalenzverständnisses zu messen. Álvarez hat darauf folgende Antwort: Die Aufgabe des Übersetzers ist es,

zu kommunizieren, Texte aus einer Sprache in einer anderen verständlich zu machen, sogar wenn sich Schwierigkeiten und offene Perspektiven auftun: Die literarische Übersetzung ermöglicht im Wesentlichen die Grenzen der Unverständlichkeit zu durchbrechen und sich der Welt anzunähern, die uns allen zu eigen ist. (Álvarez 2016: 90)

Sowohl Witte (2016) als auch Vidal Claramonte (2016) messen der Kulturkomponente eine wesentliche Bedeutung im Übersetzungsprozess bei. Witte (2016: 147) konstatiert, dass in der Regel alle Aktanten der Objekt-Ebene und der Meta-Ebene, also das *Was* und *Wozu* berücksichtigt, die Interaktionsebene bzw. deren Prozesse aber oft nur unbewusst wahrgenommen werden. Dabei können unter Umständen Kommunikationsbarrieren entstehen, welche der professionelle Translator identifizieren und überbrücken muss, indem er die

Interaktionsebene in sein translatorisches Handeln miteinschließt (Witte 2016: 148).

Für Vidal Claramonte verstärkt sich diese interkulturelle Komponente des Translationsprozesses mit dem Hintergrund der zunehmenden Globalisierung des Wissens und der Migration (Vidal Claramonte 2016: 245). Bereits in den 1980er und 1990er Jahren konnten maßgebliche Erfolge in der Translationswissenschaft erzielt werden, die dazu führten, dass Kernbereiche wie Ideologie, Kultur und Ethik Einzug in die Translationsforschung fanden. In Bereich der Mediation gibt es an verschiedenen spanischen Universitäten, so zum Beispiel in Granada oder Alcalá de Henares, wichtige Forschungsgruppen (Vidal Claramonte 2016: 241). Der Übersetzer befindet sich laut Vidal Claramonte (2016: 244) in einer „Zwischenebene“, wenn er dem Weg der „multiple[n] Natur der kulturellen Erfahrung“ folgt. Das Konzept der *Zwischenebene*⁶ entspringt dem postkolonialistischen Diskurs und geht aus einem neuen Selbstverständnis der ehemaligen Kolonien hervor.

Vidal Claramonte beschreibt in ihrem 2007 erschienenen Werk *Traducir entre culturas: diferencias, poderes, identidades* die Einflüsse des Postkolonialismus und des Dekonstruktivismus auf die moderne Translationswissenschaft. Vidal Claramontes (2007: 42) Metapher des *entre*, des *Zwischenraums*, lässt sich wie folgt beschreiben: Der *Zwischenraum* ist ein Ort sprachlicher und kultureller Dynamik, in dem der Übersetzer bzw. der Übersetzungsprozess kulturelle Arbeit leistet. Da es sich bei dieser Migrationserfahrung um einen un abgeschlossenen Prozess handelt, lehnt Vidal Claramonte auch die Vorstellung einer perfekten Übersetzung ab. Der *Zwischenraum* ist geprägt von Ungewissheit, Interdependenz und Konflikt; ein Kontinuum, das keinen strikten Konventionen folgt, und in dem keiner der Akteure von der Handlung unberührt bleibt:

Cross-cultural translation is a continuous process which serves as much as constitutes the cohabitation of people who can afford neither occupying the same space nor mapping that common space in their own, separate ways. No act of translation leaves either of the partners intact. Both emerge from their encounter changed, different at the end of an act from what they were at its beginning [...] and that reciprocal change is the work of translation. (Bauman 1999: xlvi, zit. in Vidal Claramonte 2016: 245)

⁶ Die Kursivsetzung von „*Zwischen*“ wurde hier ganz bewusst gewählt, da es sich um eine abstrakte Vorstellung dessen handelt, wie Kulturen in einem gemeinsamen Raum miteinander agieren.

Vidal Claramonte (2007) stützt sich in ihrer Erörterung auf Homi Bhabhas Migrantendiskurs, der die Transkulturalität analog zu Claramontes *Zwischenraum* im dritten Raum verortet und diese als Ergebnis eines Transformationsprozesses von *transnational* zu *translational* beschreibt. Viele Autoren beschreiben Bhabhas diskursiven Handlungsraum daher als „translational transnationalism“ (Buden 2007: 159).

Für den australischen Sprachwissenschaftler und Soziologen Anthony Pym ist Bhabhas Konzept Grund zur Annahme, dass Übersetzer generell in transkulturellen Netzwerken arbeiten. Pym (2003: 458) kritisiert, dass traditionelle didaktisch orientierte Übersetzungstheorien den Übersetzer als Bindeglied zwischen zwei Kulturen betrachten, das heißt als Vermittler zwischen einer Kultur A und Kultur B und den dazugehörigen Sprachen A und B als Medium. Würde man diese Beziehung unendlich erweitern, so wäre das Ergebnis eine Kette, in der Übersetzer 1 zwischen Kultur 1 und Kultur 2 vermitteln würde, Übersetzer 2 zwischen Kultur 2 und Kultur 3 usw.⁷ Während der Übersetzer häufig im Zentrum steht, sieht Pym im Kontext transkultureller Übersetzungsprozesse eine Verschiebung zugunsten der jeweiligen Kulturen. Dabei rücken die Kulturen in den Fokus und erhalten die Funktion des Bindeglieds, die eigentlich den jeweiligen Übersetzern vorbehalten war.⁸ Diese Verschiebung hat laut Pym (2003: 459) weitreichende Konsequenzen:

Whereas the traditional basic link uses cultural specificity as the heuristic source of elements to be compared, our alternative model describes it as a measure of disturbance or transformation in the passage from translator to translator. If intercultural borders are nevertheless present and operative, this model challenges them to show themselves as sources of disturbance or transformation.

Der Übersetzer vermittelt somit nicht mehr zwischen Kulturen, sondern arbeitet mit anderen Übersetzern an einer Kultur. Durch diese Reihe von völlig neuen Wechsel- und Wirkungsbeziehungen entstehen nun neue Übersetzungsnormen, die dialogisch aufgearbeitet werden. Der Fokus auf diese dynamischen Übersetzungskonzepte soll selbstverständlich nicht den Eindruck vermitteln, der Prozess des Übersetzers solle keinen Regeln mehr obliegen oder sei ausschließlich Gegenstand kultureller Studien. Vielmehr soll die auf den letzten Seiten beschriebene Evolution in der Translationswissenschaft als ein Anreiz dafür verstanden werden, moderne Übersetzungsmodelle so zu gestalten, dass alle diese Faktoren in einem angemessenen Verhältnis berück-

⁷ Kultur 1, **Übersetzer**, Kultur 2, **Übersetzer**, Kultur 3, Übersetzer, Kultur 4 ...

⁸ Kultur 1, Übersetzer, **Kultur 2**, Übersetzer, **Kultur 3**, Übersetzer, Kultur 4 ...

sichtigt werden. Die Autor-Übersetzer-Leser-Beziehungen wurden bereits bei Nord (1997) und Rabadán (2016) ausführlich diskutiert. Diese lassen bereits Tendenzen kultureller Erfahrungen beim Übersetzen erkennen, die sich bei Vidal Claramonte (2007; 2016) und Pym (2003) konkretisieren. Es sind jene Tendenzen, die die Grundlage für ein komplexes Translationsmodell bilden.

2.2 Der Übersetzungsbegriff im komplexen Translationsmodell nach Siever

Um die Bezeichnung *komplexes Translationsmodell* grundlegend zu verstehen, soll zunächst noch einmal auf die eingangs erwähnte Frage nach der Komplexität des Modells verwiesen werden. In der Übersetzungsgeschichte haben sich im Laufe der Zeit verschiedene Antworten auf die Frage herauskristallisiert, was denn eigentlich übersetzt wird, wenn man übersetzt. Die gängigen Diskurse lassen sich dabei auf die Elemente *Wort*, *Satz*, *Text* und *Kultur* reduzieren (Siever 2016: 1). Die Anordnung dieser Elemente ist völlig bewusst so gewählt worden, symbolisiert sie doch die Tendenz in der Translationswissenschaft, sich bei der Untersuchung des Translationsprozesses immer komplexeren Analyseeinheiten zu widmen. Während in der frühen Übersetzungsgeschichte die dichotomische Differenzierung zwischen *Wort* und *Sinn* die Lager der Übersetzungstheoretiker spaltete, setzten spätere funktionalistische Ansätze z. B. die romantische Übersetzungstheorie, die textlinguistische Übersetzungstheorie von Neubert oder die Skopos-Theorie von Vermeer auf die Operation mit zwei gleichwertigen Variablen, welche grundsätzlich als nicht dichotomisch zu verstehen sind: *Inhalt* und *Form*, *Inhalt* und *Zweck*, *Skopos* und *Informationen* (Siever 2016: 2).

Durch Hinzufügen der Kulturkomponente und die Kritik des Dekonstruktivismus am westlichen Übersetzungsverständnis haben sich viele Übersetzungstheorien so stark ausdifferenziert, dass man meinen könnte, die Translationswissenschaft allgemein wäre schon komplex genug – worin besteht also die Notwendigkeit eines *komplexen* Translationsmodells? Eine Auseinandersetzung mit dem komplexen Translationsmodell erfordert zwingend ein sehr genaues Verständnis dessen, was „komplex“ in diesem Zusammenhang eigentlich meint.

Ruft man sich die auf den letzten Seiten beschriebene Entwicklung der Translationswissenschaft ins Gedächtnis, so kann behauptet werden, dass die Evolution der Variablen bzw. Faktoren durchaus erstaunlich ist. Die Translationswissenschaft hat sich zu einem interdisziplinären Forschungsgebiet ent-

wickelt, das heutzutage nicht nur Sprach-, Literatur- oder Kulturwissenschaftler beschäftigt, sondern auch für die Kognitionswissenschaft relevant ist. Bisherige Theorien arbeiten bereits mit einer Vielzahl von Variablen, versuchen aber häufig, den Translationsprozess mit nur einer Variablen zu erklären. Diese Variablen sind zwar komplex, die Reduktion auf nur eine Dimension simplifiziert die Anschauung jedoch. Laut Siever (2016: 2) zeichnen sich selbst modernere Modelle durch einen „mehr oder minder reduktiven Charakter“ aus.

Die *Belles Infidèles* sind ein Paradebeispiel für dieses Phänomen, sind sie doch Sinnbild des Konflikts zwischen *Einbürgerung* und *Verfremdung*, einem Gegensatzpaar, das sich durch wenige reduktive Merkmale auszeichnet. Der Übersetzer wird hier vor die Wahl gestellt, ob der AT möglichst Ausgangstextgetreu übersetzt werden und somit in der Zielkultur fremd wirken oder möglichst an die Zielkultur angepasst und so klingen soll, als wäre das Translat ein Originaltext, der ursprünglich in der Zielsprache geschrieben wurde. Die Bildung derartiger Gegensatzpaare ist ein häufig zu erkennendes Muster in der Evolution der Translationswissenschaft und beruht auf der Annahme, dass Übersetzungen immer einem bestimmten Muster folgen müssen, d. h. es gilt der Tenor, das Translat habe so oder so auszusehen, was dazu führt, dass einige Faktoren reduziert oder gar vollkommen außer Acht gelassen werden.

Die Theorie des komplexen Denkens des französischen Philosophen Edgar Morin, die sich wie die Interpretationsphilosophie von Günter Abel und Hans Lenk gegen diesen *Reduktionismus* richtet, soll eine erste Annäherung an das komplexe Translationsmodell liefern (Siever 2016: 2). Ein zentrales Argument Morins ist der Verzicht darauf, bestimmte Phänomene in ihre einzelnen Bestandteile zu zerlegen und diese entsprechend zu analysieren und verstehen zu wollen. Stattdessen fordert er dazu auf, die Beziehungen zwischen den einzelnen Bestandteilen zu analysieren und somit zu begreifen, wie das Phänomen selbst durch Synthese der jeweiligen Elemente entsteht:

Many phenomena cannot be explained by analysis, that is, by cutting them up and understanding their parts. One can only understand them by synthesis, that is, by understanding how the relationships between parts lead to the properties of the phenomenon. (Marais 2014: 52)

Diese ganz neue Art der Auseinandersetzung erfordert das Arbeiten mit plurifaktoriellen Modellen bzw. Mehrebenenmodellen, die alle beteiligten Interaktanten und Faktoren gleichermaßen berücksichtigen und deren Beziehungen zueinander beschreiben. Für den Translationsprozess hat dieser

Schritt weitreichende Konsequenzen: Bestimmte Phänomene wie *Inhalt* oder *Form* werden nicht mehr dichotomisch betrachtet, sondern stehen in einer komplementären Beziehung zueinander. Andere Phänomene sind nur auf bestimmten Ebenen „vorhanden“, und zwar dergestalt, „dass Phänomene der jeweils höheren Ebene aus der jeweils niederen Ebene hervorgehen bzw. emergieren, ohne von ihnen im strikten Sinne kausal determiniert zu sein“ (Siever 2016: 3). Diese besonderen Beziehungen sollen zu einem späteren Zeitpunkt näher untersucht werden. Zunächst einmal ist es notwendig, die Komplexität des komplexen Translationsmodells hinreichend zu beschreiben, d. h. Erwartungen an das Modell, dessen Vorteile und besonderen Eigenschaften zu formulieren. Dabei konzentriert sich das Modell auf vier Kernbereiche des strategischen Übersetzens:

- a) *Übersetzbarkeit*: Multidimensionalität, d. h. ein Verzicht auf stringente Reduktion oder Simplifikation, kann die theoretische Annäherung an den (Und-)Übersetzbarkeitsbegriff erleichtern (Siever 2016: 5).
- b) *Eingangsvariablen*: *Was* wird *wie* und *wozu* übersetzt? Hier geht es um die Frage, wie Inhalt, Form und Zweck übersetzt werden können, nicht etwa um eine restriktive Präskription vorhandener Muster, sondern um Prospektion und Projektion. Ein komplexes Translationsmodell gibt nicht vor, wie übersetzt werden muss, sondern will durch eine profunde und aufgefächerte Analyse versuchen, den Übersetzer darin zu unterstützen, gut begründete Formulierungsentscheidungen treffen zu können.
- c) *Multioptionalität* in Translationspraxis und -theorie: Mit einem komplexen Translationsmodell steht nicht mehr die Suche nach der „richtigen“ Übersetzung im Fokus, so wie es der Äquivalenzbegriff zu suggerieren scheint, sondern die Frage, inwiefern mit einer Vielzahl von Optionen eine von verschiedenen Faktoren abhängige, angemessene Übersetzungslösung gefunden werden kann. Multioptionalität verpflichtet auch dazu, die eigenen Übersetzungslösungen rechtfertigen und begründen zu können.
- d) *Interpretativer Blick*: Multioptionalität bedeutet nicht, dass zwanghaft eine Maximalanzahl möglicher Übersetzungsvarianten gesucht werden muss. Das Vorhandensein mehrerer Optionen führt aber dazu, dass der interpretative Blick geschult wird. Die verschiedenen Eingangsvariablen müssen erkannt und ihre Bedeutung für den zu erstellenden Zieltext wahrgenommen werden (Siever 2016: 6).

Die Übersetzungstheorien der vergangenen Jahrzehnte haben gezeigt, dass der bloße Fokus auf eine oder zwei Eingangsvariablen ein wenig erfolgreiches Unterfangen ist. Im Zuge des Funktionalismus wurden gängige translations-

wissenschaftliche Ansätze um diverse Faktoren erweitert, wie zum Beispiel Kultur, Textfunktion, Auftraggeber und Zieltextrezipienten. Die Entwicklung in der Translations Theorie zeigt, dass es bisher nicht gelungen ist, ein reduktives Translationsmodell zu entwerfen, das diese Vielzahl an Faktoren bzw. Variablen auffangen, kategorisieren und hierarchisieren kann.

Eine Grundeigenschaft des komplexen Translationsmodells ist die Unterscheidung zwischen Eingangs- und Umgebungsvariablen. Bei den Umgebungsvariablen handelt es sich um Variablen oder Faktoren, die die Texttransformation beeinflussen, aber nicht den textinhärenten Merkmalen wie Inhalt, Form oder Zweck zugeordnet werden; sie „umgeben“ den eigentlichen Text in Form extratextueller Merkmale. Zu ihnen zählen unter anderem Übersetzer, Adressat, Sprachkombination, Zeit, Ort und Medium. Die Translationsmodelle der letzten 50 Jahre haben vor allem die Anzahl der Umgebungsvariablen (wie Autor, Adressat, ZT-Rezipient usw.), aber nicht ihre theorieimmanente Komplexität erhöht (Siever 2016: 7).

Diese Tendenz zeigt sich auch bei den zuvor beschriebenen Ansätzen: Kultur und Autor-Übersetzer-Beziehungen werden häufig thematisiert und rücken trotz ihres Status als Umgebungsvariablen immer wieder in den Mittelpunkt der Theorien. Für das komplexe Translationsmodell spielen sie jedoch eine eher untergeordnete Rolle. Gegenstand der mit diesem Modell angestrebten Multidimensionalität sind die sogenannten Eingangsvariablen. Dabei handelt es sich um „diejenigen Faktoren, die von der Texttransformation direkt betroffen sind“ (Siever 2016: 8).

Im Gegensatz zu den Umgebungsvariablen kann der Übersetzer die Eingangsvariablen mit seiner individuellen Interpretation des AT und seinen damit verbundenen übersetzerischen Entscheidungen direkt beeinflussen. Dieses Set an Eingangsvariablen unterliegt dem logischen Aufbau des Modells, das sich aus zwei Perspektiven zusammensetzt, die der Übersetzer gegenüber AT und ZT einnimmt. Beide Perspektiven sind einschließlich ihrer Dimensionen auf den semiotischen Komplexitätsstufen *Stufen Wort, Satz* und *Text* anwendbar (Siever 2016: 8). Doch was versteht man eigentlich unter Stufen und in welchem Zusammenhang stehen sie mit den Dimensionen und Perspektiven?

Die Differenzierung zwischen Stufen und Dimensionen geht grundsätzlich aus dem eingangs erwähnten Problem der Dichotomiebildung in frühen Übersetzungstheorien hervor, das sich auch heute noch in diversen Ansätzen widerspiegelt. Der bereits seit Cicero bestehende Konflikt zwischen Wort und Sinn zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Translationswis-

senschaft (Siever 2017: 1). Er ist ein exzellentes Beispiel dafür, wie Eindimensionalität durch Bildung von Dichotomien und mittels „simplifizierender Modellbildung“ (Siever 2016: 9) entstehen kann. Das Problem: Die Unterteilung in *sinngemäßes* und *wortgemäßes* Übersetzen geht Hand in Hand mit der „Reduktion auf eine einzige – positiv bewerte – Variable“ (Siever 2016: 9). Die Auseinandersetzung mit *Wort* und *Sinn* erfolgt dann nicht mehr fallspezifisch bzw. *fallkritisch*, sondern eben nur noch eindimensional.

Moderne Übersetzungstheorien versuchen, sich diesem Phänomen komplett zu entziehen, indem sie den *Sinn* durch die *Bedeutung* ersetzen und weitere Begriffe wie *Information* oder *Inhalt* einführen, um zwischen höher- und niederrangigen semiotischen Einheit zu unterscheiden (Siever 2017: 3). Hinzu kommt, dass der ewige Diskurs, was als Übersetzungseinheit zu gelten hat, dazu geführt hat, dass das Wort „seinen Status als Eingangsvariable [verloren hat] und [...] seither als Übersetzungseinheit [firmiert]“ (Siever 2016: 10).

Während in der systemlinguistischen Phase der Satz als elementare Übersetzungseinheit betrachtet wurde, sieht die Hermeneutik den Textsinn als primäre Übersetzungseinheit – und als Eingangsvariable wohlgerneht. Gerade bei Vertretern des linguistischen Paradigmas ist nicht nachvollziehbar, ob „die materielle Seite (Wort, Satz, Text) oder die immaterielle Seite (Wort-, Satz-, Text-Bedeutung) als Eingangsvariable betrachtet“ (Siever 2016: 10) werden soll. Die Einführung von sogenannten Komplexitätsstufen hat einen entscheidenden Vorteil: Beim Übergang der Übersetzungseinheiten von der Wort- zur Satz- und dann zur Textebene lässt sich eine echte Komplexität darstellen, denn von Stufe zu Stufe „steigt nicht nur die semiotische Komplexität, sondern auch die Vielschichtigkeit der Interpretationsmöglichkeiten“ (Siever 2017: 5).

Diese Zunahme der Komplexität beschreibt Paepcke (1968: 103, zit. in Siever 2016: 10) als „Übersummativität“, d. h. es handelt sich hierbei nicht etwa um die Gesamtsumme der Textbedeutung, die sich aus den Teilsummen der Satz- und Wortbedeutung ergibt, sondern um die Komplexitätserhöhung, die dann vorliegt, „wenn beim Übergang von der Wort- zur Satzebene und von der Satz- zur Textebene Phänomene *emergieren*“ (Siever 2016: 10). Die Beziehungen zwischen Wort, Satz und Text lassen sich hier also nicht mehr nach dem Linearitätsprinzip erklären, sondern es bedarf einer Bedeutungskonstitution, die sowohl auf horizontalen als auch vertikalen Verbindungen mit „wechselseitigen Rückwirkungen zwischen den drei Stufen“ (Siever 2017: 5) aufbaut, der Bedeutungsaufbau also durch eine „zirkuläre und stufenübergrei-